

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 106.

Elbing, den 6. Mai.

1893.

Die Tochter des Meeres.

Roman von A. Nicola.

35)

Nachdruck verboten.

„Wirklich, Onkel, Du bist sehr ungerecht, wo es sich um das lästige Mädchen handelt. Ich wünschte, ich hätte sie nie gesehen und bin froh, daß sie uns von nun an kein Nergerniß mehr bereiten kann. Lange wird es nicht mehr dauern, bis sie wegen eines groben Vergehens wegen hinter Schloß und Riegel sitzen wird. Es ist sehr gut, daß wir sie los sind. So viel mir scheint, hat sie wenigstens nicht gewagt, etwas von unseren Werthsachen mitzunehmen, doch kann ich es nicht mit Bestimmtheit sagen,“ erwiderte Frau Digby.

Sir Fulle hörte ihr mit bitterem, ungläubigem Nücheln zu.

„Wenn Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit bei der Sache mit im Spiele ist, so gehen dieselben doch sicher nicht von Cora aus,“ sagte er. „Die Zeit wird noch kommen, wo Du staunen und Deine unbegreifliche Thorheit bitter bereuen wirst.“

„Nie!“ sagte die Lady in festem Tone, und in febrhafter Erregung über die strengen Worte ihres reichen Verwandten. „Allerdings, wenn ich mein eigenes und meines Kindes Interesse dabei zu Rathe gezogen hätte, anstatt fest an Ehre und Prinzip zu halten, würde ich mich anders gezeigt haben, als ich empfand, würde ich dem unglücklichen Mädchen geschmeichelt und ihr Gelegenheit zu all' den schamlosen Liebeleien gegeben haben, die sie gern angezettelt hätte, ich würde zugegeben haben, daß mein Sohn ihr zum Opfer fiel und meine Tochter sich durch den Umgang mit . . . mit . . . einer . . .“

„Einer Grafentochter und Erbin!“ bemerkte der Admiral spöttisch, als seine Nichte stockte, um Athem zu holen.

Frau Digby rang nach Athem und Triffa lachte spöttisch auf.

„Onkel, Du treibst Dein Spiel mit uns,“ brachte die Mutter endlich mühsam hervor. „So leichtgläubig sind wir doch nicht!“ bemerkte die Lady.

„Aengstige Dich nicht. Die Thatsache unterliegt keinem Zweifel, und wird sehr bald ganz erwiesen sein,“ antwortete der Admiral.

„Dank Deiner eifrigen Bemühungen, ist Miß Cora bereits auf dem Wege zu der Stelle, wo ihr Verwandter sie erwartet. Aber es bestürzt mich, daß Ihr, die ich wie meine Kinder liebte, sich so unedel, grausam und ungerecht gegen eine verlassene Waise gezeigt haben.“

„Lieber, guter Onkel,“ brach es so heftig von Frau Digby's Rippen. „Du mußt doch selbst einsehen, in welcher seltsamer Lage wir uns befinden.“

„Ich sehe, daß ich Dich vergebens um weibliche Theilnahme und mütterliche Dankbarkeit bat,“ unterbrach sie Sir Fulle ernst. „Jetzt fürchte ich, ist es zu spät, den falschen Schritt, den Du gethan hast, wieder gut zu machen. Du hättest Dir die freundliche Zuneigung einer sehr vornehmen und reichen Erbin gesichert, sie durch die Bande der Dankbarkeit und kindlichen Liebe an Dich gefesselt; jetzt wirst Du nur als kalte mißtrauliche Richter, als die verrätherische Hüterin eines unschuldigen Mädchens genannt werden. Nun, ich denke, die Strafe ist hart genug.“

* * *

Eine ähnliche Scene voll Aerger und Reue in Bezug auf die unglückliche, unschuldige Cora spielte sich an einem anderen Orte ab.

Frau Falkner befand sich in banger Unschlüssigkeit, ob sie einer gebieterischen Aufforderung des Grafen Treville, nach Cannes zu kommen, Folge leisten solle oder nicht. Denn diese Frau, die in die Geheimnisse des Grafen noch mehr eingeweiht war, als dieser selbst, schmiedete seltsame Pläne der Habgier und der Rache, da es ihr ganz unmöglich schien, sich mit Cora auszusöhnen, wollte sie deren Anerkennung als Tochter des Grafen hintertreiben.

LVII.

„Du kannst wirklich keine Auskunft über diese auffällige Sache geben, Netta?“ frug Graf Treville.

Die Angeredete hatte das Gesicht abgewendet, ihre Augen waren düster zu Boden gesenkt, und sie beobachtete ein hartnäckiges Schweigen.

„Netta, darfst du mir eine Antwort bitten? Ich verlasse Dich nicht, ohne vorher eine Erklärung bekommen zu haben,“ hub ihr Onkel in

strengem Ton wieder an.

Wieder entstand eine Pause, aber das Mädchen wußte recht gut, daß ihr Onkel nicht mit sich spaßen ließ, und unter halb schmolldem, halb reutigem Schluchzen fing sie an, seine Fragen zu beantworten.

„Nun, Onkel, Du weißt ja . . . es war so unrecht von Papa . . . und als das Mädchen seinen Tod verschuldet hatte, und jeder doch ihre Partei zu nehmen schien und Keiner an mich dachte, da . . . da . . . da war dieser Herr der Einzige, der sich freundlich zeigte und als er hierherkam, da war ich . . . das heißt er . . .“

Graf Treville hatte diesem stotternden Geständniß mit kalter Miene zugehört, jetzt aber riß ihm die Geduld.

„Sei so gut und gib mir eine vernünftige Antwort. Ich habe nicht nach den Gründen und Intriguen gefragt, die Deine Bekanntschaft mit diesem Herrn veranlaßt haben, sondern ich frage nach den Gründen, die Dich verführt haben können, seine heimlichen Besuche in Deinem Zimmer zu gestatten, und auch, ob Du im Geheimen mit ihm verlobt bist.“

„Ich, Onkel? O nein, gewiß nicht!“

„Es sollte Deine größte Sorge sein, Deinen guten Namen und Deine weibliche Würde zu wahren. Ich werde darauf bestehen, daß Du die Vergangenheit auf irgend eine Weise wieder gut zu machen suchst, bevor ich das ehrlose Betragen, dessen Du Dich schuldig gemacht hast, vergessen kann.“

„Ich verstehe Dich nicht, Onkel,“ stammelte sie.

„Entweder Du giebst mir eine befriedigende Erklärung oder erklärst Dich bereit, diesen jungen Mann zu heirathen, oder . . . ich stelle Dich sofort unter die strenge Aufsicht eines englischen Klosters, bis Du das von Deinem irgeleiteten Vater in seinem Testament bezeichnete Alter erreicht hast.“

Das Mädchen stieß einen seltsamen Schrei aus. „Onkel, Du treibst einen schändlichen, grausamen Scherz mit mir!“ sagte sie schluchzend.

„Ich scherze nicht,“ erwiderte er fest. „Mein Leben ist zu einsam und traurig für mich gewesen, als daß ich mir noch einen Funken Heiterkeit bewahrt haben könnte. Ich spreche im Ernst. Wähle, was Dir das Liebste ist!“

„Aber Onkel, ich kann nicht begreifen, wie Du, selbst wenn ich einwillige, so etwas durchführen könntest. Hier ist es zu einsam, und Du würdest doch sicherlich meiner Hochzeit wegen nicht nach London gehen wollen . . .“

„Du hast nichts weiter zu thun,“ unterbrach sie der Graf, „als zwischen einer Heirath und dem Kloster zu wählen, wenn Du mir über Dich selbst keine vernünftiger Erklärung geben kannst als bisher. Wenn Du Dich einige Stunden bedenken willst, so habe ich nichts dagegen,“ setzte er mit strengem Blick hinzu.

„Aber, Onkel, weißt Du denn, wer er ist?“ rief Netta. „Weißt Du denn sogar, daß er eine passende Partie für Deine Nichte ist?“

„Wenn er gut zum Liebhaber ist, dann ist

er auch gut zum Heirathen, nach dem Urtheil jeder ehrbaren Frau und jedes ehrenwerthen Mannes,“ antwortete der Graf in barschem Ton. „Du wirst sehen, daß ich nicht mit mir scherzen lasse. Wünschest Du Bedenkzeit, oder willst Du Dich gleich entscheiden?“

Netta überlegte einige Zeit.

„Onkel, ich bin bereit, Dir zu gehorchen,“ sagte sie zögernd. „Ich hatte mir wirklich nichts Unrechtes dabei gedacht. Nur möchte ich wissen, ob er nicht meinen Namen annehmen, und Dein Erbe werden kann, Onkel, da Du ja keine Kinder hast?“

Der Graf lachte spöttlich.

„Zügle Deine Zunge, wenn Du Dir nicht jedes Interesse verschmerzen willst, das ich an dem Kinde meines Bruders nehme. Also Du willst in die Heirath?“

Netta nickte stumm mit dem Kopfe.

„Gut!“ sagte er. „Hoffentlich wirst Du in Kurzem sehen, daß Du klug gehandelt hast. Nun bleibt mir nur noch übrig, mich von den Gefühlen und ehrbaren Gesinnungen des jungen Mannes zu überzeugen, um alsdann die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.“

Der Graf wurde durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen.

Auf den Ruf „herein!“ öffnete sie sich rasch, und Lady Marian Biddulph erschien auf der Schwelle.

„Ich müßte eigentlich wegen meines unangemeldeten Eindringens um Entschuldigung bitten, doch, Mylord, Sie ließen mich rufen,“ sagte sie, indem sie sich halb wieder zurückzog. „Ich fürchtete, Sie wären krank,“ setzte sie zu Netta gewendet, hinzu.

„Nicht körperlich, Lady Marian,“ bemerkte der Graf spöttlich, „doch ist Ihre freundliche Gegenwart deshalb vielleicht nicht minder nöthig. Netta, ich rathe Dir, Lady Marian zu vertrauen. Ich verlasse Dich, damit Du ihr erzählen kannst, was geschehen ist. Lady Marian, Sie werden diesem unglücklichen Mädchen ihrer Jugend und ihrer elternlosen Lage halber verzeihen,“ setzte er mit ehrerbietigem Gruße hinzu, als er das Zimmer verließ.

Und im nächsten Augenblick waren die beiden Mädchen allein und sahen einander verwundert an.

„Ich verstehe nicht, was Ihr Onkel meint . . . Sie klären mich wohl darüber auf,“ sagte Lady Marian, indem sie sich mit ruhiger Entschlossenheit niedersetzte.

Nettas Gesicht bedeckte sich mit einer tiefen Röthe; sie fühlte, daß etwas Beschämendes in dem Geständniß lag, das sie abzuliegen hatte.

„Nun, es ist sonderbar . . . es kommt so plötzlich,“ sagte sie, „Onkel Treville wünscht mich zu verheirathen und . . .“

„Mit wem?“ fragte Lady Marian hastig. „Sie sind noch so jung . . . so sehr jung, und ich müßte nicht wer . . .“

„Sie werden es auch nicht rathe können, wen ich heirathen soll,“ unterbrach sie Netta,

„aber, wenn Sie ihn auch nicht kennen, muß ich doch sagen, daß er sehr hübsch ist und ich . . . ich kann wohl sagen, daß ich ihn im Grunde sehr gern habe.“

„Aber wen . . . wollen Sie heirathen?“ drängte Lady Marian.

„Einen gewissen Herrn Falkner, den ich bereits in England kennen lernte,“ erwiderte das Mädchen.

„Herrn Falkner?“ wiederholte Lady Marian erstaunt. „Herrn Falkner?“

„Ich kann wirklich nicht einsehen, was es so Extraordentliches dabei giebt,“ versetzte Netta, deren Muth bei der offenbaren Verlegenheit ihrer Freundin stieg. „Ich bin doch wohl nicht so häßlich, daß sich ein Mann nicht in mich verlieben sollte, und da der Dunkel es wünscht, wüßte ich nicht, warum ich dagegen sein sollte. Sie sollen meine Brautjungfer sein und mir rathen, was ich tragen soll. Jedenfalls kann der Dunkel doch nichts gegen ein schönes Brautkleid einzuwenden haben.“

„Ich kann es Ihnen unter den obwaltenden Umständen nicht abschlagen,“ entgegnete Marian in kaltem Ton, vergebens bemüht, den Aerger und das Gefühl der Einsamkeit, das ihre Seele bewegte, zu verbergen . . . „aber ich lasse meinen Vater jetzt so selten allein, und seine Gesundheit ist so schwankend, daß ich das Versprechen nur bedingungsweise geben kann. Und nun ich gehört habe, weshalb ich gebeten wurde, herzukommen, muß ich Sie verlassen, Netta. Sie lassen es mich jedenfalls wissen, wenn der Hochzeitstag bestimmt ist. Adieu!“

Und ohne eine weitere Antwort abzuwarten, raufte sie stolz aus dem Zimmer.

Netta sah ihr etwas überrascht nach.

„Wie sonderbar!“ sagte sie. „Aber vielleicht ist sie ärgerlich darüber, daß ich mich eher verheirathe, da ich doch bedeutend jünger bin als sie.“

LVIII.

Inzwischen hatte der Graf einer ganz anderen von dieser sehr verschiedenen Scene beigewohnt.

Langsam und gedankenvoll war er in sein eigenes Zimmer zurückgekehrt; sein Blick war zu Boden gesenkt, als er die halb offene Thür aufstieß. Aber als er eintrat, bemerkte er, daß das Zimmer nicht leer war. Ponsford befand sich darin, und noch Jemand, der viel anziehender und interessanter war als der alte Diener. Cora war da mit all' dem Liebreiz und der edlen Würde, die weder Müdigkeit, noch Kummer, noch Unglück ganz verdunkeln konnten.

Des Grafen Herz klopfte bang, als seine Augen dem schüchternen Blick des Mädchens begegneten.

Konnte es denn möglich sein? . . . War diese sein Kind? . . . Sollte ihm denn nach so langer Zeit in so hohem Alter ein solches Glück beschieden sein?

„So sind Sie endlich zurückgekehrt, Ponsford?“ fragte der Graf, indem er auf des Dieners ehrerbietigen Gruß ein wenig den Kopf neigte und Cora's Verbeugung fast noch unbemerkbarer erwiderte.

„Ja, Mylord. Ich habe die junge Person hier mitgebracht,“ lautete die Antwort.

„Und was haben Sie entdeckt? Gesteht sie ihr Verbrechen?“ fragte der Graf ernst, indem er sich gegen das bleiche aber gesagte Mädchen wendete.

„Ich habe keines zu gestehen, Mylord,“ entgegnete sie.

„Wirklich! Dann bin ich vollständig falsch informiert worden,“ versetzte der Graf, indem er seine innere Bewegung verbarg. „Wenn mir die Geschichte richtig erzählt worden ist, so haben Sie sich zwei sehr ernste Vergehen gegen Ihren verstorbenen Wohlthäter und Beschützer zu Schulden kommen lassen. Sie haben eine Werthsache entwendet, die ihm gehörte, und haben seinem Mörder belaganden, sich durch Flucht der Gerechtigkeit zu entziehen. Es kann Ihnen kaum unbekannt sein, daß Ihnen für diese Verbrechen eine schwere Strafe droht.“

„Soweit mein Gewissen dabei theilhaftig ist, bin ich vollständig ruhig, Mylord,“ sagte sie. „Wenn man mich für schuldig befindet, muß ich die Strafe tragen.“

„Sie sind darauf vorbereitet?“ fragte der Graf streng.

„Ich habe wenig zu verlieren, Mylord. Ich stehe allein in der Welt. Das Leben hat wenig Reiz für mich.“

„Das klingt Alles recht schön, aber Sie scheinen nicht zu wissen, was Ihnen nützen könnte,“ sagte er. „Besser wäre es, wenn Sie Alles geständen und mich dadurch zu Ihrem Freunde machten.“

„Ich that, was ich für meine Pflicht hielt, Mylord,“ sagte sie ruhig.

„Und was haben Sie über sich selbst zu sagen, daß man Ihnen Glauben schenken kann?“ war seine nächste Frage.

„Nichts,“ antwortete sie. „Thun Sie, was Sie wollen. Ich bin dieser beständigen Angelegenheiten und Sorgen müde . . . aber ersparen Sie mir Ausschub und Fragen.“

Graf Treville sah Ponsford fragend an.

„Ich kann Ihnen weiter nichts sagen, Mylord,“ antwortete der Diener auf diesen Blick. „Ich habe von Frau Falkner gehört, daß diese junge Person sie freiwillig verlassen hat, aber sie weigerte sich, mir irgend einen weiteren Aufschluß zu geben.“

Jetzt sah der Graf das Mädchen mit traurig bittendem Blick an.

„Sie sind so jung,“ sagte er. „Kind, lassen Sie sich rathen . . . ich will ja Ihr Vertrauen heilig halten. Ich will keinen Nutzen aus Ihrem Geständniß ziehen. Nur gegen Troß und Betrug werde ich hart und streng sein. Mein Alter und meine Stellung sollten Ihnen Vertrauen einflößen. Wahrlich, Sie thäten

flug, mich zu Ihrem Freund zu machen."

In seinem Tone lag eine unwillkürliche Zärtlichkeit, die Cora bis an das Herz drang, obwohl sie zu oft und grausam getäuscht worden war, als daß der gütige Ton sie sofort erweicht hätte.

"Mylord, ich bin bereit, jede Frage zu beantworten, die mich allein trifft," sagte sie mit sanfter Stimme. "Aber was den unglücklichen Lord Belfort anbelangt, so werde ich unter keiner Bedingung, auf kein Zureden ein Wort über seine Flucht sagen."

"Und doch war er der Gegner Ihres unglücklichen Wohltäters!" entgegnete der Graf ernst.

"Es fällt mir schwer, ein Wort des Tadels über einen Todten zu sagen," versetzte sie, "aber ich muß gerecht gegen den Lebenden sein. Meine aufrichtige Meinung ist, daß Lord Fars bei dem schrecklichen Unglück die Hauptschuld trug, und daß Lord Belfort sehr ungern die Entscheidung des Waffens überließ."

"War das der Grund, weshalb Sie ihn verteidigten und ihm beistanden?" fragte der Graf.

"Ich habe bereits gesagt, daß meine Sippen hierüber versiegelt bleiben," entgegnete sie. "Lord Belfort entkam. Ich weiß aber nicht einmal, wo er jetzt ist."

(Fortsetzung folgt.)

Maunigfaltiges.

— Ein eigenthümliches Exemplar von einem Thier wurde neulich in der Semaphore gefangen. Der „South Australian Register“ giebt davon folgende Beschreibung: Die Kreatur ist 26½ Zoll lang. Der Kopf sieht fast menschlich aus. Ueber den Augen befinden sich gut markirte Brauen, und innerhalb der Augenhöhlen erblickt man eine Art Franse, welche den Kiemen der gewöhnlichen Fische gleicht. Die Kiefern ragen hervor wie die einer Feldmaus. Der Hals ist dick und der Körper darunter hat eine Länge von 5 Zoll und ist von etwas rundlicher Form. Nahe dem Mittelpunkt des Körpers bemerkt man einen starken Brustknochen. Sechs Zoll unter dem Halse bemerkt man eine Knochenstruktur, welche dem Becken und den Beinen eines menschlichen Wesens ähnlich sieht. Die Beine sind 7 Zoll lang und starke Flossen befinden sich an der oberen Hälfte derselben. Der Schwanz gleicht dem eines Hai-fisches und erstreckt sich 7—8 Zoll über das Ende der Beine hinaus.

— Die zu **Novigno** am Adriatischen Meere vom Berliner Aquarium ins Leben gerufene und eingerichtete und jetzt auch mit einem eigenen, wissenschaftlichen Zwecken

dienenden Dampfboot ausgerüstete zoologische Station erfreut sich einer wachsenden Anerkennung und Beachtung seitens der Regierungen und Gelehrten. Eine Anzahl Forscher hat bereits dort ihren Studien obgelegen, und von Berliner Zoologen haben schon die Geheimräthe Möbius und F. E. Schulze dort gearbeitet. Dieser Tage erhielt die Anstalt unerwarteten Besuch. Die Kronprinzessin-Wittve Stefanie, die Erzherzogin Caroline Marie, der Erzherzog Karl Stefan nebst dem Fürsten Batthyany und dem Grafen Andráffy haben die Einrichtungen einer Besichtigung unterzogen und sich selbst anerkennend über dieselben ausgesprochen.

— **Glänzend gewonnen** hat dieser Tage ein in Berlin weilender Wiener Künstler eine Wette. Auf den Vorwurf, daß seine Landsleute weichherzige Menschen wären, die niemals eine Bitte abschlagen, sondern lieber zusagen und dann von Tag zu Tag verträsten, meinte er, daß es gerade die Berliner wären, die niemals und in keinem Falle „Nein“ sagen könnten. Die Wette wurde angenommen und zwei Stunden darauf hatte der Wiener sie bereits gewonnen. Keiner der Berliner, an die man sich mit verschiedenen krausen Anliegen gewendet, hatte „Nein“ gesagt. Sie sagten Alle — „Ne!“

— Ein **luxuriöses Hotel auf Nädern**. Dr. Seward Webb in Newyork beabsichtigt, eine Tour durch die Vereinigten Staaten zu machen. Er nimmt sein prachtvoll eingerichtetes Hotel mit, wohin er immer geht, oder richtiger gesagt, es nimmt ihn überall mit. Sein Hotel ist ein Eisenbahnzug. In demselben befindet sich ein Eisenbahnwagen „Ellesmere“, ein höchst elegantes Produkt der Wagner-Gesellschaft, dann kommt ein zweiter Wagon, der den Namen „Der Faulenzenzer“ führt, wahrscheinlich weil darin alle Geschäfte abgewickelt werden. Dann befindet sich dort ein Beobachtungscoupee „Ne Ha Sa Ne“, von dem, wenn nöthig, einige Knallschüsse auf Indianer abgefeuert werden sollen. Hierauf folgen ein Speisewagon, „The Daphne“, ein Gepäckzimmer und endlich eine Art Meierei, der jeden Morgen frisch gelegte Eier und frische Milch werden entnommen werden. Die „Daphne“ enthält u. a. auch einen Spielplatz für die Kinder. Fünfzehn farbige männliche und weibliche Diener in Uniform werden die Herrschaften begleiten.

Verantwortlicher Redacteur: George Spizer
in Elbting.

Druck und Verlag von H. Gaarß
in Elbting.